

(Nachdruck verboten.)

Der Kaskl vom Hollarbräu.

83] Roman von N. von Seydlich.

Alle Leute im Hause waren fremd; Kaskl suchte vergebens die bekannten Gesichter; er meinte im Gärtchen und um die Sudpfanne die bekannten Stimmen hören zu hören, aber da hantierte ein neues Geschlecht. — Er trat ins Comptoir ein; auch da alles anders, — feiner, eleganter, hübsche Gitter schieden die Arbeitenden vom Publikum.

Kaskl sah schen nach dem dritten Pult links, — als könne er den da wieder finden, den er jetzt so bitter verachtete; aber auch da war ein andres Gesicht, und dies eine von den vielen fremden Gesichtern war das einzige, das ihm gefiel, es war eben nicht Ringelmann!

Der Verwalter, der ihn mit gefälliger Behaglichkeit umherführte, als ob er ein alter Freund des Geschäftes sei, brachte ihn zuletzt hinüber ins Bierstübchen.

Da war alles beim alten. Eisenstangen quer durch den Raum, immer noch unerklärlich, — Platate, der Ofen, die Tische, ja auch ein paar Beinkleider am Nagel neben der Thür; gerade wie früher; sie machten den Eindruck, als seien sie seit Jahren dort vergessen worden.

Herr Hegebart, verkosten Sie jetzt einmal unser Gebräu. Wenn was daran fehlt, dann ist's, weil wir Sie diese Jahre entbehren mußten, Herr Hegebart!

Und der Verwalter setzte zwei Gläser, die ein junger Birsch hereingebracht, vor Kaskl hin und behielt eins davon zum Anstoßen in der Hand.

Kaskl dachte, die behandeln mich just wie einen Fremden; g'hört hatt' sich's, daß s' mir den Trunk im Lagerkeller oder im Comptoir vorsetzen. Aber er hob das Glas, sah prüfend durch und nahm einen Zug davon.

Wie er das Glas ansaßte, die ganze Hand krumm gebogen, den Henkel unklammernd; wie er es leicht seitwärts hob, den Schaum ansah und dann durch die klare braune Flut gegen 's Fenster blickte, als zählte er rasch die Perlenreihen, die darin anstiegen, wie er es dann langsam zum Mund führte, der sich dem Glasrand entgegen unterm Schnurrbart öffnete; wie er dann das Maß einschluckte, als sei es bittere Arznei; wie er das Glas hinsetzte und sich den Bart strich — gedankenvoll übers Gefäß hin nach dem Tisch sehend, — das waren alles Momente aus der Thätigkeit eines Sachkenners ersten Ranges.

Er stützte dann die Ellbogen auf den Tisch, faltete die Finger und fuhr mit der Zunge nachlosend links und rechts am Schnurrbart hin. Dann schloß er und nickte ruhig.

Der Verwalter beobachtete ihn. Endlich sagte Kaskl: „Wie lang füllt Ihr an einem Maß? — Geschoppt is's; — Gopsen is' recht.“

„Frent mich, daß Sie im allgemeinen —“
„Wen habt Ihr denn jetzt zum Obermäzler? — Soll Obacht geben, daß 's Maß net zu glässig wird.“

„Ja — das ist unsre neue Darvorrichtung.“ Und nun ging das Gespräch in Einzelheiten. Auch draußen am „Malz-Koster“ war viel umgebaut worden. Der neue Lagerkeller war dicht daneben ans dem Berg ausgehoben worden, und der Verwalter gestand unter vier Augen in kameradschaftlicher Art, daß trotz der unsinnigen Kosten dieser Bauten doch die Absicht bestehe, den Gasteigkeller dazu zu kaufen — wenn, was ja zweifellos sei, die Ludwigsbrauerei jetzt einginge. Er meinte, Middelheimer würde froh sein, aus dem Unglück sich mit der Versicherungssumme zurückzuziehen. Das brachte die beiden auf das Thema Ringelmann, und hier lernte Kaskl erst den eigentlichen Zusammenhang erkennen. Denn in seiner Unschuld hatte er an dem Ohm absolut unbegreiflich gefunden, warum der zum Schwindel und zum Verbrechen gegriffen hatte, wo doch alles so gut ging.

„Schulden hat er gehabt wie a Major, Herr Hegebart, das dürfen Sie sicher glauben. Das datiert schon von lange her; die Last wälzte sich fort und fort durch die Bücher, durch die Jahre. Dazu kamen kostspielige Reigungen, leichtsinnige Spekulationen — endlich dachte er wahrscheinlich durch den einen großen Schlag alles glatt zu machen, und

die Spur seiner Thaten zu verwischen. — Und Ihnen hat er alles unterschlagen, wie ich höre?“

Kaskl sprach eine Weile nichts. Dann sagte er: „Bin ihm doch dankbar. Hätt' nig gelernt, wann er net da g'wes'n wär. Und jeß' red'n mer vo' was anderm.“

Der Verwalter ehrte die seine Zurückhaltung und trank aus. „Noch einen Schluck, Herr Hegebart?“

„I dank schön. I trink net viel. Und gar auf d' Nacht trink i kein'n Tropfen. — Weiß net, aber 's Bier hat mer früher besser g'schmeckt. Brauen will i, so viel als d' Leut mög'n. Aber trink'n — na!“

„Ah! Und das Bier ist doch so herrlich. Siebt's denn einen schöneren Trunk? — Sie thun so alt — und sind doch noch so jung. Und alte Leute trinken eh noch mehr. Aus'm Faß in die Maß, heißt's, und mit der Maß mach Di naß!“

Kaskl lächelte zu dem Spruch. — „Früher,“ sagte er dann, „hab i ja manches Mal an Kaufsch g'habt. Aber da driiber hin i weit naus. Münscht, i könnt was anders wie brauen, — daß i amal wieder a rechte Freud an d'r Arbeit hätt.“

„Ja, Herr Hegebart! — Wenn Sie 's Brauen aufgeben, wer soll dann noch brauen mögen? Sie, dem alles immer so gut von statten gegangen ist?! — Gehn S' her, — das sind so melancholische Zuständ' von den G'schichten her, die S' erlebt haben. Das giebt sich wieder! — Was wetten wir — wenn Sie erst wieder in einer tüchtigen Arbeit drinstecken, kommt die alte Freude auch wieder; die Freude an der Arbeit und am Leben. Und an einem guten Trunk!“

„Münscht, es wär so. Aber da fehlt's weit!“

„Na! — ein Pläschen zur Arbeit findet sich wohl noch.“
„Wüßt kann wie und wo? — Geseht den Fall, i krieg Arbeit; was wär's denn nachher? Mehr als zum Bräumeister bring i's auf dem Weg net.“

„Allerdings, Herr Hegebart,“ sagte der Verwalter dazwischen, — „mehr könnte Ihnen so schnell niemand anzubieten haben.“ Er hatte eigentlich dem bewährten Mann einen solchen Vorschlag machen wollen, und war etwas verwundert, daß dieser vorans merken ließ, das sei ihm nicht genug. Was wollte denn der besitzlose Mensch mehr, als eine brillant honorierte Vertrauensstellung?!

„Na ja, und sehn S', Herr Verwalter; wenn man schon a paar Jahr so beinaß auf eignen Füßen gestanden is — nachher wieder sein Brot von andren vorge schnitten erhalten . . .“

„Das mag im ersten Augenblick unangenehm erscheinen, — obgleich ich nicht wüßte, wenn ich jetzt an Ihrer Stelle wär — — doch — genug, das Unangenehme verliert sich; und vor allem gestatten Sie mir die aufrichtige Bemerkung, daß Ihr bisheriges glückliches Freiheitsgefühl doch nur eine Täuschung war. Sie sind um alles betrogen worden; verklagen Sie jetzt einmal die Ludwigsbrauerei um Ihren rückständigen Gehalt: Die zahlt nig; denn sie hat alles bezahlt, nur Ringelmann hat Ihnen alles unter der Nase weggestohlen. Darum heißt's da ganz einfach — Schwamm drüber! Und von neuem anfangen.“

„Daß mi wieder einer betrügt!“

„Nun — Herr Hegebart, — es giebt doch noch ein paar Menschen, die anständiger sind als jener Verbrecher, den ich. Und außerdem dürft Ihr Schaden Sie doch klug gemacht haben. Sie werden von jetzt ab Ihre Einkünfte selbst verwalten —“

„Ob i dees jemals zanbring? Von so Sachen versteh i ja nig — weniger wie a Kind!“

„Dann lernen Sie's —“

„Brauen will ich, sag i! Nir weiter. Und für's andre muß mit an ehrlicher Mensch zur Seit'n stehn; der's für mi macht. — Aber an ehrlichen Menschen finden! An Freund, an echten! Dees is' d' Hauptsach, und sehn S', — da werd'n S' laß'n; aber i wäß im voraus, i find' kan'n. — Ja ja, schon an'n, der's net stiehlt. Aber da derzwischen, und an wahren Freund, — da is' 's weltweit. — Und daß i so alleinig bin, dees is' 's, was mi schier niederdrückt.“

„Solches Mißtrauen, diese Zaghaftigkeit, — die verlieren sich schon wieder. Und von jetzt ab sollen Sie es ja mit Geschäften ersten Ranges zu thun haben, da werden Sie anständigere Leute finden. Und Ihre Vereinsamung kam doch

wohl auch daher, daß sie eben in einem windigen Unternehmen stecken. Manchen mag das von Ihnen zurückgehalten haben; — man schätzte Sie hoch als Brautkindigen; aber in geschäftlicher und geselliger Beziehung wußte man, daß Sie in minderer Umgebung waren, und die Wohlwollendsten dachten vernünftig: Der Herr Hegebart weiß hoffentlich von all dem nichts — aber — —

„Nun? Aber?“

„Verzeihen Sie mir meine Offenheit, ich rede von Herzen und in guter Meinung. Der Mann, der in der Welt arbeitet und um seine Existenz ringt, muß nicht bloß ein guter Arbeiter sein, sondern er ist verpflichtet — seiner Ehre, seiner Zukunft, seiner Familie verpflichtet, — sich anzusehen, wo er steht und wovor er sich hüten muß. Der Mann ist verpflichtet, für sich zu sorgen, wie er für die Arbeit sorgt; selbst ist der Mann! Und erst recht in Geldsachen.“ — Einen Moment beobachtete der Sprecher, was Hegebart dazu meinte; er wollte ihn nicht verletzen, aber mit dem so unbeholfenen kindlichen Menschen meinte er's gut und konnte den Tadel nicht verhüllen.

Hegebart nickte: „Dees ham s' mir jetzt alle g'sagt, die letzten Tag.“

„Darum müssen Sie Geschäftsmann werden. — Ich bin überzeugt, Sie haben keinen Dunst von einer Buchführung, oder wissen kaum, was ein Wechsel ist. Sehen Sie, — das geht nicht, wenn Sie höher hinaus wollen, wie ich merke. Ungenommen, Sie hätten heut eine eigne Brauerei, — Sie könnten sie ja nur nach innen, nicht nach außen leiten und vertreten; Sie würden immer wieder nach einem Geschäftscompagnon suchen müssen, der das Kaufmännische besorgt; und ich fürchte, Sie möchten hier und da wieder einem Ringelmann in die Hände fallen. — Darum, wenn Sie heut den scheinbaren Rückschritt thun, sich in Brot und Dienst eines andren zu stellen, so benützen Sie gerade diese Zeit, sich nebenbei kaufmännisch auszubilden; und dann kann's nicht fehlen; — wenn einmal die Gelegenheit kommt, — das Geld da ist — dann treten Sie ruhig an die Spitze eines eignen Unternehmens, dann stehen Sie auf festen, eignen Füßen, und brauchen keinen Vormund!“

Kastl sinnierte lange über diesen Worten. Er fand alles das sehr wahr und gut. Aber ob je seine Arbeit ihm Zeit lassen würde, jenes Studium zu betreiben? Und er äußerte das gegen den andren.

Der Verwalter lächelte und sagte:

„Sehen Sie: ich rede nicht zum Vorteil des Hollarbräus, wenn ich sage, ja, Sie werden Zeit genug finden zu alledem, wenn Sie bei uns eintreten; denn eigentlich hätten wir Sie lieber lebenslang. Und wenn Sie in kurzem ein ebenso vollendeter Geschäftsmann sein werden, wie Sie ein vollendeter Brauer sind — dann werden Sie naturgemäß wünschen, von uns zu gehen, um auf eigene Füße zu kommen. Aber ich kann's nicht lassen, ehrlich den besten Rat zu geben, den ich einem Menschen weiß; und vielleicht, — wenn Sie bei uns eintreten, werden Sie sich an den uneigennütigen Rat dereinst erinnern, und nicht so eilen, von uns wieder fortzukommen. Denn eine Uneigennütigkeit ist der andern wert, nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Manchmal wird dem Kritiker bange, wenn er ein minderwertiges Können entsprechend bloßstellt. Welommt er aber dann wieder einmal ein vollendetes Können zu hören, so schiebt er sich durch den Abstand des Vollenbeten und Mustergültigen vom Minderwertigen so sehr gerechtfertigt, daß er sich eher noch fragt, ob nicht inzwischen sein Urteil vielmehr zu unteilich geworden. Einen solchen Eindruck gab es am Abend jenes Sonntags, dessen Mittag uns die ungeliebte Opern-Probepühnenvereins-Probé gebracht hat; und zwar war es der bisher zumeist als Wagnerfänger berühmte Anton van Rooy, dessen Wiederabend uns diese Erholung und Wiederanfrischung gewährte. Es ist selten, daß einem eine solche künstlerische Vollendung, eine solche Ohren- und Herzen-Erfreuerung und eine solche Gelegenheit zum Weiterlernen beschert wird — zum Weiterlernen nicht nur im Verständnis der Gesangstechnik, sondern auch im richtigen Gefühl für künstlerisches überhaupt. Van Rooy's Bariton, eher hoch als tief zu nennen, ohne doch ein verlappter Tenor zu sein, und dem Ehrischen wie dem Dramatischen gleich gewachsen, ist von einem wundervollen Naturklang und von einer vollendeten Schulung sowohl in der Tonbildung wie auch in der Ausdrucksweise: hier verdient die Kunst, mit welcher der Sänger den Ton mit dem Wort verbindet und diesem Wortton je nach der

Bedeutung des Wortes eine verschiedene Klangfarbe giebt, die höchste Aufmerksamkeit jedes Kunstbesessenen. Stellen wie: „dem bricht das Herz entzwei“, oder „ich wachte auf“, oder „mir träumt, du verließest mich“, oder „ich sent' auch meine Liebe und meinen Schmerz hinein“, kommen so mit einer geradezu geheimnisvollen Ueberzeugungskraft heraus. Diese Stellen sind aus der von Schumann komponierten „Dichtersliebe“ Heines. Der Sänger sang sie verhältnismäßig rasch in der Aneinanderfügung der 16 Lieder, aus denen der Chtlus besteht, und sang nur wohl eines — „Im Rhein“ — nach meinem Gefühl zu schnell. Im übrigen ist es allzu schwer zu sagen, welche Bestandteile des gewaltigen Eindrucks, den diese Darbietung hervorrief, die verdienstvollsten und welche Stille die gelungensten waren. In jener Beziehung möchten wir außer der schon erwähnten klangfarbigen Charakteristik ganz besonders die prägnant sinnvolle Phrasierung hervorheben. Beispiel die richtige Abhebung: „und's Wort — hab' ich vergessen“. An der Stelle: „und noch immer strömt meine Thränenflut“ legt der Komponist die Cäsur zwischen „immer“ und „strömt“, und van Rooy sang auch in der That so. Ob nicht die Kühnheit gerechtfertigt wäre, die Cäsur nach „strömt“ zu legen und zu singen: „und noch immer strömt — meine Thränenflut“? oder wenigstens zwei Cäsuren zu machen, eine vor, eine nach „strömt“? Wenn würden wir noch einzelne hervorragend schön gesungene Stücke eigens nennen. Doch wichtiger ist uns die Bemerkung, daß van Rooy auch beim realistischen Charakterisieren nie den Wohlklang der Stimme vermindern läßt; so in der tragischen Illigkeit des „Ein Zingling liebt ein Mädchen“, so auch in der schon erwähnten Stelle „Mir träumt“ usw., an welcher der Sänger überaus sprechend, aber ohne Hinüberfallen in den Sprechton sang. Also strengstes Gleichgewicht von „Schönheit“ engeren Sinns und von Charakteristik! Und dieser Sänger kann erschütternd mächtig loslegen, ohne zu schreien oder zu brüllen; nur wenigmal wurde in diesem Extrem der Ton teils rau (zum Beispiel am Schluß von Beethovens „Ehre Gottes“) teils wellig, obgleich noch nicht tremolierend („und senken ins Meer hinab“) wie auch andererseits das extreme Piano manchmal doch nicht so voll klingt, wie auch ein solches klingen kann.

Nun erst die Begleitungskunst des Herrn Coenraad B. Vos — wie sinnig, sinnend, meditierend ohne Gräßerei, z. B. im Nachspiel zu den „alten bösen Liedern“, und wie kunstvoll phrasierend, z. B. „hör' ich das Liedchen klingen“! Das Publikum tollte die beiden Künstler förmlich an und erzwang vier Zugaben. Sie sollten uns doch einmal „populär“ kommen, sei es in der „Freien Volksbühne“, sei es „so“.

Was lediglich die Klangschönheit der einzelnen Töne betrifft — die Gebiete des Gesangs, der Geige und andre zusammengenommen — so giebt es nicht bald auf irgend einem dieser Gebiete einen größeren Meister als auf dem des Geigenspiels den altberühmten Pablo de Sarasate. Daß er diesen Ruhm auch durch seine technischen Künste der Bogenführung rechtfertigt, das braucht heutzutage wohl kaum gesagt werden. Eher dürfte die Bemerkung nötig sein, daß diese beiden Vorgänge einerseits in das Reich einer wirklichen Kunst hineingehören und nicht etwa, wie man von dem „Sinnlichen“ und „Technischen“ annehmen möchte, nur erst Vorstufen außerhalb der eigentlichen Kunst sind, und daß sie andererseits noch weitaus nicht diese vollenden. Was gerade bei Sarasate dazu fehlt, das haben wir und haben andre bereits gesagt, und in Berlin ist es durch den Gegensatz zu Joachim ganz besonders leicht zu fühlen und zu erkennen. So viel künstlerische Seele und speciell gestaltende Beweagtheit hier, so viel Kälte und Starbeit dort. Im diesmaligen Konzert Sarasates am letzten Montag war dies etwas weniger zu merken, da es nichts gab von der uns näherstehenden Musik, sondern nur romanische Kunst des sprühenden Glanzes. Erst kam die — jedenfalls sehr wertvolle und übrigens gut bekannte — Sinfonie Espagnole für Violine und Orchester von dem Franzosen Lalo, und dann kamen mehrere kleinere Kompositionen von Sarasate selbst. Es besteht ein allgemeines Vorurteil gegen das Komponieren ausübender Virtuosen. Von vornherein scheint es nicht unbedeutend zu sein, schon weil der Fall überhaupt selten ist, daß jemand in zwei Gebieten Großes leistet, und weil das technische und das sonstige reproduktive Interesse eines solchen Künstlers sein Komponieren einseitig zu beeinflussen droht. Dagegen läßt sich aber ebenfalls schon von vornherein geltend machen, daß in einer wahrhaften Reproduktivität auch ein gutes Stück Produktivität liegen müsse. Fragt man nun die Erfahrung, so beweist der größte Teil unsrer klassischen und romantischen Komponisten die gute Vereinbarkeit beider Gattungen von Tätigkeiten. Sie waren ja in der Mehrzahl außerordentlich tüchtige Klavierspieler, Bach außerdem ein ebensolcher Orgelspieler; ihnen schließen sich die Klaviervirtuosen Liszt und d'Albert und der Orgelvirtuose Brudner als jedenfalls produktionskräftige Komponisten an. Von den großen Geigern ist wohl nur Spohr auch ein einigermaßen großer Komponist gewesen; Paganini war ein solcher jedenfalls nicht, und Sarasate ist es bekanntermaßen ebenfalls nicht. Bei seinen Kompositionen, speciell den jetzt aus dem Manuskript vorgebrachten: einer „Nocturne-Sérénade“ und einem „Charakteristischen Stück“ „La chasso“ („Die Jagd“) fällt weniger eine Einseitigkeit auf — obschon ihre Virtuositätsart selbstverständlich ist — als eine beträchtliche Dürftigkeit; es ist kein herausdrängender Reichtum vorhanden, kein Ausnügen dessen, was das moderne Orchester zum Ausnutzen giebt, und auch nur wenig thematische Erfindungskraft. Bei dem überhaupt etwas weniger

dürftigen zweitgenannten Stück läßt sich immerhin wenigstens die Hauptmelodie für leichtere Ansprüche gontieren. Sollte nicht dieser Produktivitätsmangel mit jener Einseitigkeit von Sarasates Reproduktion auf einem Stamme gewachsen sein?

Manches, was ich in dieser Woche nicht hören konnte, wird mir als recht bemerkenswert geschildert. So vor allem eine Matinee des neuen, von F. W. Kurth geleiteten „Kunsttheaters“, in der, wie ich höre, u. a. Lieder von Richard Köhler, Arnold Mendelssohn, Richard Franke und F. Pönig durch die Sängerin Fräulein Emmy v. Destinn mit sehr gutem Ausdruck gesungen wurden; besonders soll „Aus dem Nachtlied Zarathustras“ von A. Mendelssohn den Erfolg verdient haben. — Auch die Sache der volkstümlichen Konzerte rückt vorwärts. In Dresden gab die dortige „Volkssingakademie“ am 8. d. M. ein zweites Sinfonie-Konzert mit Werken von Haydn, Mozart, Schubert und Felix Mendelssohn-Bartholdi, und mußte es am 9. wiederholen. In Berlin wurde am 6. d. M. ein „Volkstümlicher klassiker-Abend“ versucht, über den mir ebenfalls Gutes berichtet wird; eine Fortsetzung soll im März an einem Sonntagnachmittag folgen. — sz.

Kleines Feuilleton.

k. Wie man Mahdi wird. Ein beachtenswertes Bild aus der Entwicklung Afrikas, das die Art des mohammedanischen Einflusses kennzeichnet, giebt Hugues Le Roux in einem vom Januar datierten Brief aus Dschibuti, der im „Figaro“ veröffentlicht wird. Es ist die Geschichte Abdulla-Mahdi, der im Somali-Lande als Mahdi oder, wie es dort heißt, als „Mulla“ eine große Rolle spielt. Abdulla wird als ein Mann von etwa dreißig Jahren geschildert, der mit seiner regelmäßigen Figur, seinem hohen Wuchs und seiner ganzen Haltung als ein charakteristischer Typus des Somali erscheint. Die Stolzheit seines Gesichts bestärkt noch den Ausdruck von Grausamkeit und verschlagener Entschlossenheit. Wie die meisten Fanatiker, die sich im Islam eine hohe politische Stellung verschafft haben, ist Abdulla von sehr niedriger Abkunft. Sein Vater ist ein armer Schäfer, und er selbst ist unter den Herden aufgewachsen, aber seine frühreife Intelligenz war schon von einem „wadaad“, einem muhamedanischen Theologen, der als Missionar in seiner Heimat weilte, bemerkt worden. Das Kind wurde also in früher Jugend seinen Eltern genommen, um in der Kenntnis der heiligen Bücher unterrichtet zu werden. Zwischen dem zwanzigsten und dem dreißigsten Lebensjahre ist die Geschichte Abdullas die aller Gläubigen, die nach der Heiligkeit streben. Er macht drei oder vier Pilgerfahrten nach Mekka, und seine rednerische Begabung lenkt die Aufmerksamkeit des Scheichs Mohamed-Salah, des Hauptes der muhamedanischen Bruderschaft „Tarifa-Mahadia“, auf sich, dessen bevorzugter Schüler er wird. Mit den Empfehlungen dieses Heiligen ausgerüstet, versucht er zunächst bei den Gläubigen in der Hafenstadt Verbera festen Fuß zu fassen, erregt dort aber Aufstoß, besonders weil er gegen den Gebrauch des „late“, einer Pflanze, deren Geschmack dem des Süßholzes gleicht und die sehr erfrischend wirkt, eifert. Abdulla zieht sich nunmehr in das Innere des Landes zurück. Das Sprichwort „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“, scheint in Somalilande nicht richtig zu sein; denn der Pilger von Mekka wird von den Jugendgefährten in seinem Heimatort begeistert empfangen. Er kam dort in der Einfachheit predigen, ohne die Empfindlichkeit religiöser Rivalen zu erwecken. Man beginnt allmählich auch weiterhin von ihm zu sprechen und kommt aus der Ferne, um ihn zu hören. Einen nicht minder guten Empfang fand Abdulla in dem Lande seiner Mutter, bei den Leuten von Dulbahanta. Dieses Gebiet ist von Verbera in etwa achtzehn Stunden mit dem Kamel zu erreichen. Es wird von einer mutigen Bevölkerung bewohnt, die den ganzen Karawanenhandel in Händen hat. Sie bilden lange Züge, die immer von Eskorten begleitet werden, da die Somalistämmen oft einander überfallen und berauben. Es schien eine Zeit lang, als ob Abdulla seinen Einfluß gebrauchen wollte, um in diesen Gebieten eine gute Polizei einzuführen. Als er Gast bei den Dulbahantas war, setzte er es einmal durch, daß zwei Somalis in Ketten dem Generalkonsul in Verbera zugesandt wurden; sie hatten auf dem offiziellen Karawanenwege geraubt und gemordet. Der diplomatische Abdulla verfolgte mit dieser Maßregel ein doppeltes Ziel: er wollte sich der englischen Regierung als einflußreiche Persönlichkeit zeigen, dessen Unterstützung man sich verschaffen konnte, und war andererseits sicher, seine Macht wachsen zu sehen, wenn man einen Freund der Engländer in ihm vermutete. Ein solches Spiel war für den neuen Propheten aber nicht lange durchzuführen. Der Augenblick kam, wo er wählen mußte. Abdulla, der sich jetzt schon stark genug fühlte, den Empörer spielen zu können, brach mit Eilat. Er nahm eine Truppe von Deserturen mit offenen Armen auf, die einen Sportsman, der in das Somaliland zur Löwenjagd gekommen war, im Stich ließ. Sie brachten ihm noch dazu ihre Gepäde, ihre Waffen und ihre Munitionen mit. Am Tage nach diesem Ereignis warf Abdulla definitiv die Maske ab. Er nahm den Titel „Mulla“ an und er erklärte sich für eine Reinkarnation Mohammeds. Obwohl man die Zahl seiner Krieger nicht genau kennt, muß er sich nach der Berwegenheit seiner Raubzüge zu urteilen sehr stark fühlen. Eines Tags warf er sich auf Stämme, die ihn nicht anerkannten,

und machte sie nieder. Völlige Zerstörung bezeichnet jetzt den Weg, den der „wadaad“ genommen. Seines Einflusses sicher, erklärt er jetzt auch der englischen Regierung auf einem andren Gebiete den Krieg: er behauptet, daß eine Eise, die von einem Rabi, der Unterthan Englands ist, geschlossen wurde, nicht die geringste Gütigkeit hat. Er selbst hat sich von einer etwas ältlichen Gattin geschieden und mit der sehr schönen und sehr reichen Frau eines seiner eifrigsten Schüler Hochzeit gefeiert. Nur bei seinem Vater ist der neue Mahdi, der sonst alle in seiner Heimat befehrt hat, nicht durchgedrungen. Der Hirte will nichts davon wissen, daß sein Sohn eine Reinkarnation Mohammeds sein soll, und hat diesen eigenartige Szenen gemacht. „Was erzählst Du uns da,“ rief er ihn zu, „von Deiner Reinkarnation und Deiner illegitimen Ehe? Wenn Du wahr sprichst, so entehre ich Deine Mutter, mich und Dich selbst noch obendrein! Demu wenn Du nicht mein Sohn bist, bist Du nur ein Bastard! Ein Bastard, Mulla! das ist eine schöne Geschichte, meiner Frau!“ Die Mutter stand bei dieser Scene schweigend dabei. Dem Mulla fehlte noch die Weiße durch ein Wunder. Der Zufall verhalf ihm auch dazu. Ein englisches Kriegsschiff durchsuchte von der Küste aus mit einem mächtigen elektrischen Scheinwerfer das Dickicht, das die Berge des Somalilands bedeckt. Man ahnte nicht, daß der Mulla mit seinem Generalstab darin versteckt war. Die Somalis sahen bestürzt das über den Berg hin irrende Licht. „Was ist das für ein neuer Stern?“ Abdulla, der im Hafen von Aden die Sache kennen gelernt hatte, beschloß diesen unverhofften Zufall zu benutzen. „Seht Ihr denn nicht, rief er ihnen zu, „daß dieser Strahl mich sucht? Seht, er hat mich entdeckt!“ Und in der That traf eben das Licht das Lager des Empörers. „Werdet Ihr jetzt noch leugnen“, rief Abdulla laut, „daß ich unter dem Auge Gottes bin?“ Die Somalis waren auf die Knie gefallen; sie stießen mit der Stirn auf den Boden und murmelten: „Du bist wirklich der Erwählte, der Mulla, der Herr der Stunde. Unsere Güter, unser Leben, unsre Seelen gehören Dir. Wir übergeben uns Deinem Willen wie die Toten in die Hände des Wärschers.“ ... Einige Wochen später war das ganze Land in Aufbruch, und die Engländer rüsteten sich zu energischen Gegenmaßnahmen. —

io. Verblüffende Experimente, die übrigens jeder leicht nachahmen kann, hat Brunton in dem „Journal für Pathologie und Bakteriologie“ beschrieben. Sie sollen zur Veranschaulichung zweier wichtiger und bislang unerklärter Erscheinungen dienen, von denen die eine in der Zusammenballung der Bakterien besteht, die andre in der Vereinigung der roten Blutkörperchen zu eigentümlichen Ketten, die man wohl auch mit einem schmerzenden Ausdruck als Geldrollen bezeichnet hat, weil die Körperchen darin aneinander liegen wie die Münzen einer Geldrolle. Trotzdem sowohl die Bakterien wie die Blutkörperchen als lebende Wesen zu betrachten sind, scheint jene rätselhafte Eigenschaft bei ihnen nicht die Folge irgend eines Zweckes oder einer Absicht zu sein, sondern durch äußere Einflüsse hervorgerufen zu werden, deren Wirkung freilich noch dunkel bleibt. Brunton hat vorläufig durch seine einfachen Experimente nur die Thatfache selbst nachgewiesen, daß es sich lediglich um einen physikalischen oder vielleicht auch chemischen Vorgang handelt. Wenn man Streichhölzchen mit harter Seife bestreicht und sie in ein flaches, mit Wasser gefülltes Becken wirft, so schwimmen sie regellos im Wasser herum, sobald man aber das Wasser etwas anfauert, so ziehen sich die künstlichen Bakterien in Klumpen zusammen, gerade wie es bei den wirklichen Bakterien zu beobachten ist. Wenn man diesen Klumpen wieder auseinanderreibt und die Säure im Wasser durch einen Ueberschuß an Kali oder Natron verstreut, so erhalten die Stäbchen ihre Selbständigkeit wieder. Durch einen andren Versuch lassen sich nun auch die „Geldrollen“ der roten Blutkörper nachahmen. Man nehme einen Stork und schneide ihn in Scheiben, die auf einer Seite mit einem Schrotkorn beschwert werden müssen, damit sie senkrecht im Wasser schwimmen. Wenn diese Scheiben nur so beschwert sind, daß sie teilweise aus dem Wasser ragen, so ordnen sie sich ohne jedes weitere Zutun in langen Ketten an. Sind sie vollständig eingetaucht, so schwimmen sie jedes für sich herum; dagegen ziehen sie sich noch zusammen, wenn man sie vorher in Petroleum taucht. —

Theater.

Lessing-Theater: Die Zwillingsschwester von Ludwig Fulda. — Der allgemein beliebte Fulda kam standieren und reimen und ist dadurch dem Bahn verfallen, er könne Verse schreiben. Leider ist der Bahn nicht ungefährlich — weniger für den Dichter als für uns. Herr Fulda wird durch das, was er vielleicht sein „Schaffen“ nennen würde, von seiner notwendigen Beschäftigung abgehalten und ist in diesem Sinn also ein harmloser Dilettant. Als harmlos mag es auch noch hingehen, daß die Aesthetik, die geistig auf der Höhe seiner Produktion steht, „ihn formvollender“ oder „formgewandt“ oder „liebenswürdig“ findet. Mit der Bezeichnung „liebenswürdig“ blamiert sie sich nicht einmal umbedingt. Fulda hat etwas von der leichtesten Liebenswürdigkeit, die die Regation aller ersten Eigenschaften ist. Seine „Formvollendung“ verdankt er dem Umstand, daß seine Verse sich selbst in schwierigen Momenten immer richtig und wahrhaftig reimen. Uebersässig zu sagen, daß er von Form in künstlerischem Sinne keine Ahnung hat, geschweige denn, daß er irgend eine Form zur Vollenbung gebracht hätte. Seine Verse sind leblos wie ein exakt klappernder Mechanismus. Ich will mich löpfen

lassen, wenn in seiner neuesten Verfassung auch nur ein Bild, eine Anschauung, eine Stimmung ist, die nicht aus sechster oder siebenter Hand wäre und in ihrer matten Gleichgültigkeit den blauen Dilettanten verriete. Seine Verse sind vor geradezu einschläfernder Monotonie und da wir sie leider mit „erleben“ müssen, hört hier die Hartnäckigkeit bis zu einem gewissen Grade auf. Bis zu einem gewissen Grade nur, denn in unserer aufgeregten Zeit kann es immerhin von nationalem Wert sein, die Nerven des Publikums durch leichtes Versgeplätscher zu beruhigen. Wer bei Judas schlaf, sündigt noch lange nicht soviel, als wenn er über den mühdustenden Witz Blumenhals lachte.

So viel über den künstlerischen Wert der „Zwillingschwester“. Judas hat in dem Stück auch nicht eine Gestalt geschaffen, die auch nur von ferne einer dichterischen Schöpfung ähnlich sähe. Das Stück ist völlig leer und das hat allerdings den Vorzug, daß es einer graziösen Schauspielerin leicht wird, einige gefällige Szenen hineinzuzeichnen. Das hat gestern die Sorma gelhan und nur ihr ist es zu danken, daß das Publikum nicht in stumpfsinniges Brüten verfiel. Sie war eine reizende, schelmische, liebenswürdige Schauspielerin und diese Eigenschaften sind es, die ihr das Kapital an Gunst erworben haben, über das sie in Berlin verfügt. Nur sollte sie sich hüten, dies Kapital in künstlerischen Spekulationen anzulegen, die notwendig verkrachten müssen, wie sie ja thatsächlich verkracht sind. Nachdem sie sich auf den Star ausspielt und Launen hat wie eine Primadonna, wird es Pflicht der Berliner Kritik, die Grenzen ihrer Begabung zu ziehen. In der Marille offenbarte sie in Bezug auf künstlerische Gestaltung die blaue Ohnmacht und half sich mit schlechten Virtuositäten. Auch als Zwillingschwester war sie im ersten Akt, wo sie sich noch außerhalb ihres kleinen poetischen Reichs befand, keineswegs eine gute oder auch nur eine sorgsame Schauspielerin, im das Wort Künstlerin gar nicht erst in den Mund zu nehmen. Sie behandelte ihre Verse farblos und blieb selbst das wenige schuldig, was man bei Judas schuldig bleiben kann. Ich fürchte sehr, daß wir sie — in geübtem Abstand von unsren ersten Kräften — als ein partielles Talent von entscheidender Grazie und Natürlichkeit zu betrachten haben. Ich revidiere dieses Urteil gern, nur thue ich's nicht auf Grund liebenswürdig verlogener Kritiken, sondern ausschließlich auf Grund von Leistungen, in denen Frau Sorma Tiefe, Stärke und Gestaltungs-kraft zeigt. Also warten wir. — E. S.

Kulturgegeschichtliches.

— Weinpauscherei in aller Zeit. Die „Fos. Jg.“ schreibt: Schon bei den alten Griechen und Römern wird über Weinpauscherei geklagt, und Karl der Große erließ Verordnungen über den Weinbau und Gesetze gegen die Weinverfälschung. Im 14. Jahrhundert muß diese ganz besonders geübt haben, denn nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Frankreich, in den Niederlanden und anderwärts suchte man ihr durch Gesetze entgegenzutreten. Hundert Jahre später suchte die deutsche Reichsregierung abermals, dem Uebel zu steuern. Der Reichstag von Rothenburg a. d. T. verordnete 1487 unter andrem, „daß niemand den Wein machen soll anders, denn er gewachsen sei“, und erließ sogar eine eigne Vorchrift für das Küfergewerbe, wonach „den Weinen keinerlei Gemächts oder Zulag, wie man auch die erdenken und fürnehmen möcht, mit nichten mit zu tun.“ Kaiser Maximilian befaß 1498 im Edikt von Freiburg, daß der Wein im Deutschen Reiche nur in seiner Natur zu lassen sei. Urkunden aus dem 16. Jahrhundert zeigen deutlich, daß trotz aller Verordnungen die Weinverfälschung nicht anzukommen war trotz strenger Strafen an Gut, Ehre, Leib und Leben. 1427 wurden in Köln zwei junge Weinbändler aus der Gegend als Weinfälscher an den Pranger gestellt, gekrönet und mit Nuten gepöbelt, weil sie des Weins Farbe und Geschmack verändert hatten. Auch entschieden gesundheits-schädliche Stoffe wurden schon frühzeitig zur Weinverfälschung verwendet, so z. B. der sehr giftige Bleizucker, den man dann mittels Schwefelwasserstoff nachweisen lernte. Schwefelwasserstoff giebt mit Bleisalzen einen schwarzen Niederschlag; jetzt ist er überhaupt eines der allerwichtigsten Hilfsmittel in der analytischen Chemie, weil er auch mit andren Metallen charakteristische Erscheinungen liefert. Das Selen der sauren Weine mit Bleizucker führte naturgemäß häufig zu Erkrankungen und Todesfällen und hatte zur Folge, daß in manchen Weingegenden der Weinverkauf verboten wurde. In Württemberg wurde 1705 ein Ehlinger Küfer, an dessen Wein mehrere Personen gestorben waren, zum abschwelenden Beispiel öffentlich enthauptet; mehrere hundert Eimer Wein aus seinem Keller ließ man auslaufen. Aber schon 1751 mußte man das Fälschungsverbot erneuern. Man unterschied aber auch schon frühzeitig zwischen eigentlich schädlichen und unschädlichen Zusätzen, wie Zucker, Weinstein und Wasser, deren Verwendung zwar nicht als erlaubt, aber doch als weniger strafbar galt.

Aus dem Tierleben.

— Bei der gemeinen Sandkrabbe und auch bei andren Krabben sind die beiden Scheren selten in gleicher Größe entwickelt; in der Regel ist die eine Schere viel größer als die andre. Ein Beobachter zählte bei einer größeren Schor (62 Stück) der genannten Art, daß 48 von ihnen die rechte Schere stärker entwickelt hatten als die linke, nur bei 12 Stück waren die linken Scheren stärker als die rechten, und nur bei zweien waren sie

gleich. Von dem Grundsatz ausgehend, daß der Gebrauch das Organ stärkt, könnte man denken, daß die Mehrzahl dieser Krabben „rechtshändig“, wenige von ihnen links-händig seien; allein es drängt sich die Frage auf, ob die kleineren Scheren nicht vielmehr Neubildungen seien, die eine verloren gegangene Schere ersetzt haben? Dann müßte man vielleicht umgekehrt die schwächere als die mehr gebrauchte und gefährdete ansehen. Bei den Winterkrabben (Gelasimus-Arten) entwickelt sich die eine Schere oft zur zehnfachen Größe der andren, und diese heben die Tiere dann in die Höhe und suchten damit wild herum, wodurch sie ein schreckbares Ansehen erhalten. — („Prometheus.“)

Aus dem Pflanzenleben.

— Einfluß von Gasglühlicht auf das Wachstum der Pflanzen. Vor etwa 20 Jahren hat der verstorbene William Siemens eine Reihe von Versuchen über den Einfluß von elektrischem Licht auf die Vegetation angestellt. Ähnliche Versuche mit Gasglühlicht hat kürzlich J. J. Willis in „Gardener's Chronicle“ beschrieben. Dieselben sind von L. C. Corbett in einem Gewächshaus in den Jahren 1895 bis 1899 mit Salat (Lattich), Rettichen, Spinat, Tomaten, Zuckerrüben und Kohlseylungen ausgeführt worden. Als Lichtquellen dienten acht Kerlampen, die von Zeit zu Zeit an andre Stellen gehängt wurden, um die Beschichtung an allen Punkten gleichmäßig zur Wirkung zu bringen. Die Versuche wurden mit sehr großen Mengen von Pflanzen angestellt, bei Lattich z. B. mit 10 000 Stück, von 12 Aussaaten stammend. Die im künstlichen Licht gewachsenen Pflanzen waren größer, schwerer, fleischiger und rascher ausgewachsen, als die unter gewöhnlichen Bedingungen gewachsenen Pflanzen der gleichen Saat; z. B. wogen einmal 400 Pflanzen nach 46 Nächten in künstlichem Licht 31,1 Kilogramm, die gleiche Zahl derselben Ausfaat nur im natürlichen Licht gewachsen 22,5 Kilogramm. Bei Rettichen wurde wesentlich nur der Blätterwuchs begünstigt, während die Wurzeln nur wenig beeinflusst wurden. Spinat wuchs sehr viel rascher und kräftiger. Tomaten gaben keine größere Gewichtsansbeute an Früchten, aber die Pflanzen kamen 8 bis 10 Tage früher zum Reifen, und die einzelnen Früchte wurden größer als gewöhnlich. Bei Zuckerrüben war der Strauchwuchs und der Zuckergehalt der Rüben größer als sonst, doch wuchsen die größeren und schwereren Rüben unter normalen Bedingungen. Im allgemeinen war der größte Einfluß des Lichts in einer Entfernung von 3,6 bis 4,9 Meter von der Lichtquelle zu bemerken, und er reichte bis zu 7,3 Meter. Schädigende Einflüsse des Gasglühlichts konnten nicht beobachtet werden.

Humoristisches.

— Ein lust'ger Rusfilante. Gendarm: „Haben Sie Erlaubnis zum Spielen?“
„Nein!“
„Dann begleiten Sie mich!“
„Is recht — was wollen's denn singen?“ —
— Muserehe. „Wie leben Sie nun mit Ihrem Herrn Gemahl, Gnädige?“
„Sehr glücklich, wir treffen uns nur alljährlich auf den Redouten.“ —

Notizen.

— „Frau Anna“ betitelt sich ein neuer Roman Heinz Toboaks, der dieser Tage bei F. Fontane u. Co. erscheinen wird. —
— Die Neue freie Volksbühne bringt am 17. und 24. Februar im Thalia-Theater Björnsons Schauspiel „Ein Handschuh“ zur Aufführung. —
— Eduard von Winterstein wird mit Ablauf dieser Saison aus dem Verbands des Deutschen Theaters ausscheiden und in das Lessing-Theater übersiedeln. Gisela Schneider ist an dasselbe Theater engagiert. —
— Grete Lorna vom Neuen Theater ist für das Neue Münchener Schauspielhaus engagiert worden. —
— Der „Giordano Bruno-Vund für einheitliche Weltanschauung“ veranfaßt am Sonntagmittag im Beethovenaal der Philharmonie eine Zweite Heroen-Feier. Die Festrede wird Bruno Wille halten. —
— Ein Wiedermerseft wird am 6. März vom Verein Berliner Künstler veranstaltet. —
— Der Assistent des hygienischen Instituts in Kiel, Dr. Julius Goman, hat sich beim Experimentieren mit Typhus-Bacillen eine Infektion zugezogen und ist infolge dessen gestorben. —
— Eine der größten Käfersammlungen der Welt, bisher im Besitze des Herrn Henry Illé in Washington, ist von dem Carnegie-Museum in Pittsburg angekauft worden. Diese Käfersammlung enthält ca. 125 000 Stück und über 11 000 verschiedene Arten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 17. Februar.